

# Unser Planet.

B l ä t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N<sup>o</sup> 82. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 7. April.

1831.

Der Dichter und die Muse.

„Ach in diesen trüben Tagen,  
Wen ergreift ein Lieb noch viel?  
Hier ein überreizter Magen,  
Dort ein kritisches Gefühl!“

„Nicht im Musenhaine wandern  
Mehr die Menschen voller Glück;  
Hin nach Polen, hin nach Klandern  
Wendet sich der Menge Blick.“

„Und so ziehet immer enger  
Um den Dichter sich der Kreis:  
Lehre, Muse, Deinen Sänger,  
Wie er noch zu wirken weiß.“

Fragst Du viel, wie jetzt zu singen,  
Sagt's Dir nicht die eigene Brust,  
Wirst Du nimmer es erringen,  
Wird es nimmer Dir bewußt.

Holst vergeblich aus der Ferne  
Dir die künstlich schöne Form:  
In des Volkes innerm Kerne  
Ruht Dir Deiner Schönheit Norm.

Bist Du hier an Deinem Orte,  
Fühlst, was in ihm keimt und reift:  
Sprich es aus mit kühnem Worte,  
Das erschüttert, das ergreift.

Nicht aus alternden Gedanken  
Kann die Dichtkunst sich erneu'n,  
Sich am Ueberreizten, Kranken,  
Kein lebendig Herz erfreu'n.

Alles athmet jetzt Genesung,  
Schau umher der Welten Lauf,  
Aus der Asche der Verwesung  
Steigt ein neuer Phönix auf.

Und ein einziges Verlangen  
Ist's, das alle Welt erregt:  
Und der Dichter sollte bangen,  
Wie er noch ein Herz bewegt?

Greif in Deines Volkes Busen,  
Singe, was es will und kann:  
Und dem Fluge Deiner Musen  
Wer noch widersteht ihm dann?

G.

Der Wunsch und die Mittel zu Lebens-  
verlängerungen.

(Beschluß.)

Ein Possillion trank erst, wie Dr. Ehrmann erzählt, um ein hohes Alter zu erlangen, jeden Morgen seinen Urin, den er zuweilen mit Milch vermengte: er starb in Folge dessen an Auszehrung. Der berühmte Paracelsus (Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim), der Desstillation der Menschen zu erzeugen strebte, hielt die Nieswurzel für das einzige Mittel, alle bösen Säfte aus dem Körper abzuleiten, und durch ihren täglichen Gebrauch das höchste Alter zu erreichen. Es gab Männer, die im Monat May täglich des Morgens auf's Feld hinausgingen und aus Flaschen, in welche sie sehr weite gläserne Röhren steckten, alle 2 — 3 Minuten mit dem Munde Luft herauszogen, und wässerige Feuchtigkeit aus der Atmosphäre hineinleiteten, welches Himmelswasser sie zur Verlängerung des Lebens tranken. Ein ehemaliger Kommandant in B. trank nur Regenwasser, das ein von der Sonne destillirtes war, wodurch man die ihm homogenen Theile, um länger zu leben, von sich entferne, wogegen das aus der Erde quellende Wasser den Menschen durch's Trinken wiederum zu früh der Erde zuführe. Ein Geistlicher in der Franche Comté ging täglich (nur im Winter nicht) alle Morgen eine Stunde nackt in seinem Garten auf und ab, welches Luftbad zur Lebensverlängerung, nach seiner Benennung, ein Umhergehen im Kleide der Unschuld, war. — Ein sächsischer Schulmeister pflanzte zu diesem Behufe im Frühjahr und Sommer Gartenkresse auf dem Kirch-

hose, bei Winterzeit im Zimmer auf Kasten, die er mit Taufwasser begoß und als Sallat verzehrte. — Eine alte Frau in Mainz holte sich jeden Morgen, aus dem Weihwasserfessel im Dom einen Schoppen Wasser, und kochte damit ihren Kaffee, weil ihr ein Kapuziner versichert hatte, sie würde dadurch 100 Jahre älter werden. — Der alte Pastor S. zu G. schrieb sein hohes Alter nichts Anderem zu, als weil er niemals zu Mittag gegessen (Abends fastete er immer), ohne vorher geschwigt zu haben; denn in der Bibel heißt es: „Im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen, und vom Cyrus sagt die Geschichte: Cyrus non solebat prandium et coenam sumere antequam sudaret. — Unter die vor einigen hundert Jahren vielvermögenden Arzneimittel zur Lebensverlängerung gehörte besonders das Einhorn (Unicornu). Es war sogar zweideutig, wer das rechte hatte, — denn in den meisten Apotheken war es nicht officinell, sondern nur in den Händen großer, reicher Fürsten, die es bezahlen konnten. — Der Kapuziner Vater Augustin lehrte: am ersten Tage des abnehmenden Mondes muß man die Nägel an Händen und Füßen abschneiden, und in eine Etche transplantiren, um ein hohes Alter zu erreichen. Hietin steckte ein großes Geheimniß, weil Adam und Eva vor dem Sündenfall keine Nägel gehabt, und auch keine Zähne, weil sie mit Engelbrod gespeist wurden, das nicht gekaut, sondern nur geschluckt werden durfte. — Alte Kirchenväter lehren mitunter auch, daß man nie den Speichel ausspucken sollte, indem viele Menschen dadurch sich nur die Schwindsucht zugezogen, denn der Speichel sei für die Lebensdauer das nothwendigste Fluidum. Kein Thier spuckt aus, als durch Krankheit; der Hund in der Wuth; das Pferd beim Zahnen und wenn es bösehaft auf's Größte laue; die Katze, wenn sie gereizt werde, und dem Ochsen laufe Fruchtigkeit aus dem Maule, wenn er bei großer Hitze Durst leide u. s. w. Auch ließe sich aus dem obern Hauch des Menschen sowohl als aus den Flatus (den Winden) ein Mittel zu langem Leben componiren: denn des großen Hermetis Tabula smaragdina finge an: „superius est uti inferius.“ — Allein durch alle diese angeblichen Lebensverlängerungsmittel, so wie auch eine hiether gehörende, schon im Mittelalter bekannt gewesene, Piogerocomia — die Kunst, Alte durch Schlaf gesund und fett zu machen, wird man eben so wenig dem Tode entgehen, als durch die etwaigen Mittel des Franz Bako mittels Erweichung der starr gewordenen Theile, oder nach Alb. von Haller durch Diät. Pflanzen und Mehlspeise und wärmeres Klima (als das vaterländische Deutsche), oder endlich gar nach dem geistreichen Weininger Arzt — Ferdinand Jahn, mittels weise eingerichteter Mercurial- und Enthaltungskuren, und wie alle Mittel sonst noch heißen mögen, die als physische oder psychische Arcana gelten.

„Omnes eodem cogimur, omnium versatur urna sepius, oculus sors exitura.“

Gedemüthigt also durch die Nichtigkeit unseres irdi-

schen Wissens müssen wir diesen Erfahrungssatz wohl glauben, und ruhig uns unserem Schicksal unterwerfen, obgleich wir dessen absoluten Gang nicht einmal als nothwendig zu erweisen vermögen.

Merkwürdig bleibt es indessen immer noch in gewisser Hinsicht, daß diejenigen, deren Dasein am wenigsten freudereich ist, das Scheiden aus dem Leben am meisten fürchten. In diesen Fällen gleicht ihre Liebe zum Leben scheinbar der Vaterlandsliebe, welche bei jenen Nationen der unfruchtbarsten Erdstriche am stärksten ist. Nachdem das Dasein Alles verloren hat, was dasselbe belebte und verschönerte, lieben sie es in gegenwärtiger Entstellung mehr noch, als in voriger Lieblichkeit. Oft, namentlich bei Nervenkranken, erscheint die Liebe zum Leben als ein Produkt, welches aus Verstockung seiner Freuden entsteht. Der unglückliche Hypochonder legt die Bürde ungern nieder, die ihn drückt. Er zieht die Folterbank des Lebens, auf der er hingestreckt ist, der Ruhe des Grabes vor. Ungern gibt er den Athem auf, den er beinahe zu nichts Anderem, als zum Seufzen und Klagen verwendet. Einst beichtete ein Kranker in einem Armenhause, der es wußte, daß er mit dem letzten Kampfe einer schweren Engbrüstigkeit in Folge von Brustwasserfucht rang: er schäme sich selbst, so fest an den letzten Fäden des Lebens zu hängen. Diese eigene Art Irrsinn, diese thörichte Liebe zu den bloßen Verrichtungen des Athmens, läßt sich nur durch den unheilbaren Starrsinn der Hoffnung, die keiner Erfahrung glaubt, begreifen.

Wir bestehen darauf — sagt der Engländer John Reid — den süßesten Theil des Tranks auf dem Grunde des Bechers zu suchen. Die Glückseligkeit, welche der erste muthige Lauf des Lebens nicht geben konnte, hoffen wir mit thörichter Liebe aus den Hefen des Alters zu schlürfen. Wir können eine solche Täuschung hinsichtlich der Zukunft in mancher Beziehung als einen wünschenswerthen Bestandtheil in der Zusammensetzung unseres Wesens betrachten. Es ist ein Wahn, der wohlthätig das ersetzt, was sonst ein furchtbarer Mangel in der Wirklichkeit des Lebens sein würde; andererseits aber hindert uns ein furchtsames Vorwärtsblicken auf das Ende unserer Laufbahn, viele der Blumen zu bemerken, mit denen unser Pfad bestreuet ist, und macht uns jede Stärkung unschmackhaft, die uns sonst schuldlos in dem Laufe unserer ermüdenden Wallfahrt erquickt haben würde; die stete Furcht, welche die Seele trübt, verdunkelt das schwache Tageslicht des Lebens.

Dr. J. J. S.

### Die Todtenwache.

Schwedische Sage.

Die letzten Augenblicke Ulrika's, der Prinzessin von Schweden, kamen heran. Ihr Auge verdunkelte sich, aber ihre schwache Stimme hatte noch Ausdruck. „Ich glaubte, ich könnte nicht sterben, sprach sie, ohne mei-

ner geliebten Emeline das letzte Lebewohl zu sagen — aber das Leben flieht mit schnellen Schritten. Wie viel Tage sind es, daß der Bote nach Sachsen abgeschickt ist? — „Nur drei, meine theuerste Prinzessin,“ antwortete der gegenwärtige Diener, „nur drei; und eben so viel Wochen müssen vergehen, ehe die Gräfin Emeline von Schönberg ankommen kann.“ — „Ach! und ich habe nicht so viel Stunden mehr zu leben! ich muß diese Hoffnung aufgeben, und unser Wunsch, uns wieder zu sehen, ehe sich der Hügel über uns schließt, ist unerfüllt dahin. Meine treuen Freunde, lebt wohl! wenn ich von euch gegangen bin, denkt mit Liebe an eure Prinzessin.“

Es war drei Uhr des Morgens, als Ulrika verschied; den folgenden Tag lag der Leichnam auf dem Paradebette, und ganz Stockholm ging hin, die geliebte Prinzessin zum letzten Male zu sehen. Das Gedränge war so groß, daß der Wache habende Officier gegen Abend den Befehl, die Thüren zu verschließen, nicht erfüllen konnte. Der Officier war Baron Friedrich von W., ein junger Schwede von unbewiesener Tapferkeit. Endlich wurde es leer; die Glocke hatte die erste Stunde geschlagen; er ging in dem Vorzimmer auf und ab, von der Leiche bloß durch eine Glaswand getrennt: oft stand er still, und sah die Pracht, die den königlichen Leichnam umgab, und wie die Schatten des Todes mit dem Glanze von tausend Kerzen wunderbar zu ringen schienen — dann sank sein Haupt auf die Brust — und er ging langsam weiter, in Gedanken versunken.

So verging diese Stunde und die Glocke des Palastes schlug zwölf. Wie sie ausgeklungen hatte, trat ein schwarz gekleidetes Fräulein herein, die der Baron sogleich als die Gräfin Emeline von Schönberg erkannte. „Eble Gräfin,“ sprach er, „das Zimmer von E. Hoheit ist verschlossen, und Niemand darf bis morgen eingelassen werden. Schreitet nicht vorwärts, Gräfin; der Befehl ist streng; und wollte ich ihn auch übertreten,

so wäre es doch nur, Eure Traurigkeit zu vermehren. Ich bitte Euch, stehet von dem Wunsche ab!“ Dennoch sah er die blasser Gestalt vorwärts treten; er aber stellte sich dem Eingang entgegen. Da legte sich eine kalte Hand in die seinige — ein eisiger Schauer durchschoß sein ganzes Wesen — und er stand bewegungslos! Für einen Augenblick war auch sein Blick verdunkelt, und, wie er wieder sah, bemerkte er, daß die Gestalt sich dem Bette der Prinzessin näherte. Der Leichnam erhob sich und öffnete seine trüben Augenlider; aber der Blick war stier und glasig. Die Arme, die vorher auf der Brust gekreuzt gelegen hatten, streckten sich langsam aus, die blasser Gestalt zu umfassen, die sich bewegte, ihnen zu begegnen! —

— Als Baron Friedrich wieder ganz zu sich kam, fand er sich auf der Erde liegend und allein. Der Leichnam hatte seine frühere Stellung wieder angenommen; aber auf den Lippen, die vom letzten Kampfe convulsivisch zusammengezogen gewesen waren, lag jetzt ein mildes Lächeln.

Es wurden im Palaste Untersuchungen angestellt; und ihr einziges Ergebniß war, daß in jener Nacht, um die Mitternachtsstunde, eine von vier Pferden gezogene Trauerkutsche in den Hof des Palastes hereingefahren wäre; ein Fräulein in schwarzer Kleidung habe sich aus derselben erhoben und sei die Treppe hinaufgestiegen. Auf welche Weise aber der Wagen, auf welche das Fräulein verschwunden sei, konnte niemand sagen.

In einem Monat kam der nach Sachsen geschickte Bote zurück — und brachte die Nachricht von dem Tode der Gräfin Schönberg.

Die Geschichte ist bis auf den heutigen Tag in Stockholm in gutem Andenken, und wird wieder erzählt, so oft ein rohes Basrelief, was die geheimnißvolle Begebenheit darstellt, die Aufmerksamkeit eines Reisenden auf sich zieht.

## Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Diese Ansicht schien auf den ersten Blick durchaus unversänglich, denn sie ließ noch immer die Möglichkeit frei, daß in der neuen Vereinbarung alle, irgend erhebliche, Punkte berührt, und somit durch sie allen früheren Normen unseres öffentlichen Rechts derogirt würde. Indes mußten sie doch als sehr bedenklich hervortreten, wenn man erwägte, daß, ihr zufolge, der Senat alle seine früheren Rechte als wohlbe-gründet mitbrachte in die neuen Verhandlungen, es mithin beim Alten bleiben mußte, so weit der Rath nicht zu einer Aufhebung oder Beschränkung irgend eines jener Rechte seine freie Einwilligung geben sollte. Wäre man dagegen bei der Ansicht der Bürgerschaft stehen geblieben und von nichts

Bestehendem ausgegangen, so würde jedes Vorrecht nur als die Frucht eines, vielleicht erst nach harten Kämpfen zu erringenden, Sieges erschienen sein. In der That zeigten sich auch bald die bedenklichen Folgen der Ansicht des Senats. Freilich schien es Anfangs, als würden gegen sie liberale Gesinnungen des Rathes bewahren, denn derselbe gab, schon am Ende des Jahres 1815, auf eigenen Antrieb — „um damit einen Beweis seines besondern Zutrauens zu seinen Mitbürgern zu geben, und dieselben bei solcher Veranlassung aufs Neue von der Aufrichtigkeit seines Wunsches zu überzeugen, das Wohl unsres Staats ohne ängstliche Rücksicht auf einzelne, ihm durch die bisherige Verfassung gesetzlich zustehende und neuerdings wiederum ausdrücklich anerkannte, besondere Rechte befördert zu sehen“ — das

von der Bürgerschaft schon wieder zugestandene, eigene Ergänzungsgesetz auf. Allein die nun der Bürgerschaft zugestandene Concurrenz bei neuen Rathswahlen ist in der That ihrem wahren Wesen nach ziemlich gering, dagegen die, von dem Rathe verlangte und am Ende bewilligte Entschädigung — nämlich eine starke Beschränkung der, früher Wahlunfähigkeit bewirkenden, Grade der Verwandtschaft mit einem Rathmanne — eine Aristocratie wesentlich begünstigt. — In den folgenden Jahren trat dann die Absicht des Senats, seine früheren Rechte auf das Hartnäckigste sich bewahren zu wollen, immer entschiedener hervor, und man konnte darin zugleich den Einfluß jener allgemeinen Reactionen nicht verkennen, die, in unseliger Verblendung an dem Geiste der Zeit frevelnd, jene Gewitterwolken heraufbeschworen, die bald zum Verderben der Regenten sich entladen sollten. Man darf jedoch nicht übersehen, daß jener Einfluß bei uns, selbst bei dem besten Willen der Regierung, nicht leicht zu vermeiden gewesen wäre, weil die Politik eines so kleinen Staats es mit sich bringen muß, den herrschenden Maximen der Größern sich möglichst anzuschließen. — Auf der andern Seite war auch die, immer stärker hervortretende, Laune unserer Bürger für Verfassungsangelegenheiten, eine Laune, die in einer Handelsstadt sehr leicht erklärlich sein dürfte, nicht geeignet, jenen Einfluß zu mildern. Bis zum Jahre 1820 dauerten die constitutionellen Verhandlungen fort, wo sie, in Folge einer Erklärung des Rathes, vom 28. July jenes Jahres, für's Erste beruhen blieben. In dieser Erklärung machte nämlich der Rath den Vorschlag, es möchte, an die Stelle der bisherigen schleppenden, schriftlichen Verhandlungen eine mündliche in der Masse treten, daß eine, gleichmäßig aus Rathmännern und Bürgern zusammen zu setzende Deputation sich über einen neuen Constitutionsentwurf durch mündliche Besprechung vereinbarte, welcher das schon bisher von Rath und Bürgerschaft gemeinschaftlich Beliebte, zugleich eine Ausgleichung bisheriger Differenzen, endlich auch zweckmäßige Vorschläge in Betreff der, bisher noch gar nicht zur Sprache gebrachten, Punkte in sich fassen sollte. Rath und Bürgerschaft sollten sich alsdann, mit Ausnahme der letztern Punkte, über das Ganze annehmend oder verwerfend erklären. — Der Senat fügte jedoch diesem Antrage eine Erklärung hinzu, wodurch er theils sehr wichtige Punkte, z. B. Pressfreiheit, Repräsentation des Gebiets u. A., als noch nicht gehörig besprochen, der Berathung der vorgeschlagenen Deputation gänzlich entzog, theils aber auch hinsichtlich mehrerer, nicht minder wichtiger Fragen, z. B. größere Trennung der Regierung von der Justiz, größere Theilnahme der Bürgerschaft an der Regierung, Controlirung des Rathes von Seiten eines andern bürgerlichen Corps u. A. geradezu aussprach, er würde von seiner einmal gegebenen (möglichste Erhaltung des alten Zustandes bezweckenden) Erklärung durchaus nicht

wieder abgehen. — Der Geist des Jahres 1820 war nicht geeignet, die Bürgerschaft zu einer energischen Erklärung zu ermuntern; glücklich genug, daß sie ganz schweig, daß von nun an Verhandlungen ruhten, über denen man schon, nach alter Deutscher Weise, ermüdet war. Wir sind dadurch vielleicht einer „Neuesten Eintracht“ entgangen. — Der politische Geist der nun folgenden Zeit war hier derselbe, wie in unserm Deutschen Vaterlande überhaupt. Jeder ging seinen Geschäften nach, und suchte sich das kleine Dasein so vergnüglich wie möglich zu gestalten; am Gemeingeist, am Sinn für politisches Leben immer ärmer werdend, waren wir auf dem besten Wege, wieder zu jener Zeit, wo unsere Väter einen vorübergehenden Bürgermeister, wie ein politisches venerabile, stillestehend mit entblößtem, demüthig gebücktem Haupte verehrten. — Da fiel plötzlich auch in unser Leben die Nachricht von den Pariser Julitagen des Jahres 1830 aufregend und begeisternd herein. Anfangs schien es sogar, als werde die große Masse ihre neu belebten Wünsche, das neu erwachte Gefühl ihrer Kraft auf sehr tumultuarische Weise äußern; es war dies um so mehr zu besorgen, als man seine Furcht vor solchen Scenen ziemlich deutlich zu erkennen gegeben hatte, und vergebens sich bemühte, die Nachrichten von in Hamburg und anderwärts ausgebrochenen Unruhen geheim zu halten. Indes gingen der 18te October und die folgenden Freimarkttage, von denen man mit Recht das Meiste befürchtet hatte, ohne alle Unruhen vorüber. — Der Grund war theils der Eindruck, den die feste Haltung der immer patriotischsten Bürgergarde auf das Volk nicht verfehlte, theils der Umstand, daß es dem letztern an materiellen Gründen zu Unruhen in der That gänzlich gebrach, und es von ideellen wahrhaftig nicht bewegt wird. — Die Bürger hatten den Pöbel im Zaume gehalten; daher traten sie aber auch nun mit der größten Entschiedenheit hervor, die Fortsetzung der constitutionellen Verhandlungen verlangend. Der Senat erklärte sich dazu sehr bereit, und zunächst wurde nun der oben erwähnte Antrag desselben, mit welchem die Verhandlungen im Jahre 1820 geschlossen waren, in Berathung genommen. Er wurde angenommen, jedoch in der Modification, daß die Deputation aus fünf Rathmännern und neun Bürgern besteht, und der von derselben zu machende Entwurf über alle Verfassungsangelegenheiten, ohne irgend eine Beschränkung, sich verbreiten, demnächst aber noch von Rath und Bürgerschaft discutirt werden soll. In diesem Augenblicke ist die Deputation noch versammelt, das Resultat ihrer Berathungen und den spätern Gang der Verhandlungen sollen Ihnen meine nächsten Berichte mittheilen. —

Ich wende mich nun zunächst zu unserm literarischen Treiben.

(Fortsetzung folgt später.)